

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **IQ : Quartalsinfo für Uni und ETH Zürich**

Band (Jahr): **10 (2002)**

Heft 36

PDF erstellt am: **16.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

AZB 8028 Zürich

Bitte nachsenden – Adresse nicht melden!



Quartalsinfo für Uni und ETH

THEMA: Chancengleichheit
AusländerInnen haben es einiges schwieriger an der Uni
→Seite 2

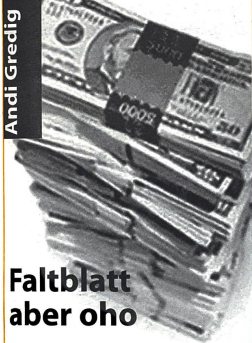
FACE TO FACE: Kult
Im Gespräch mit Rainer Kuhn, Macher des Szenemagazins «Kult»
→Seiten 3-4

KULTUR: The Prive
Interview mit dem Songschreiber und Bassist Christoph Büchli
→Seite 4

KULTUR: Game over
Das Geballer in den Computerspielen – Zeichen von Gewalt in der Gesellschaft?
→Seite 5

UNI/ETH: Bildungspolitik
Das WTO-Abkommen «GATS» und der drohende Numerus Clausus
→Seite 7

Editorial



Faltblatt aber oho

Endlich, Semesterferien. Wenigstens etwas, auf das man sich verlassen kann. Viel gibt es davon nämlich nicht mehr.

Beispiel gefällig? Bis vor fünf Tagen dachten wir von der Redaktion, dass wir uns textmässig auf zwölf Seiten austoben könnten. «Zuwenig Werbung», hiess es dann aber von unserem Werbeakquisiteur. Dafür, dass das iQ jetzt mehr wie ein Faltblättli als wie eine vollwertige Zeitung daherkommt, können wir also nichts. Aber den Inhalt haben wir verbochen.

Dieser befasst sich mit sehr unheimlichen Themen wie der Chancengleichheit an den Hochschulen (Seiten 1-2) oder den Auswirkungen des WTO-Abkommens GATS auf die Bildung (Seite 7). Aber auch Kultur und Kult kommen bei uns nicht zu kurz (Seiten 3-5).

Also, viel Spass beim Lesen und möchets guet...

FACE TO FACE

Rainer Kuhn

Der ehemalige Werber Rainer Kuhn hat sich mit seinem Magazin Kult selber zum König der Promis erkoren. Jetzt hat er genug.

Von Beat Metzler

Das Kult provoziert. Die abgehackte Umgangssprache, der inflationäre Gebrauch des Wortes Ficken, und Themen rund um den Genitalbereich sorgten für Gesprächsstoff. Dazu kommt ein Chef, der es sich zum Ziel gesetzt hat, als König der Promis Zürich mit seinem Szenepotter zu unterjochen. So wird das Magazin entweder als sexistisch oder gar menschenverachtend tituliert oder als schlichtweg genial in den Himmel gehoben. Im iQ-Interview zeigt sich dieser Rainer Kuhn als besonnenere Provokateur, der mit den Mechanismen der Öffentlichkeit spielt, um deren Funktionsweisen zu entlarven. Und er erklärt, warum er und die Unileitung sich in die Haare gerieten.

→Seite 3

KEINE SPUR VON CHANCENGLEICHHEIT

Wenn man nicht wirklich an die Uni gehört

Auch heute noch sind Frauen und Nachkommen aus tiefen und bildungsfernen sozialen Schichten im Bildungssystem und beim Zugang zu einer wissenschaftlichen Laufbahn deutlich benachteiligt. Was vielen nicht bewusst ist: Die Hürden, mit denen sie zu kämpfen haben, sind nicht nur finanzielle.

Von Nicole Burgermeister

«Irgendwann während meines ersten Jahres am Gymi fiel mir auf, dass ich fast die einzige meiner Klasse war, die nicht in einem Einfamilienhaus, sondern in einer engen Mietwohnung wohnte.» Von da an sei das Gefühl, anders zu sein als ihre MitschülerInnen, nicht wirklich dazugehören, immer stärker geworden. Vieles von dem, was während ihrer Primarschulzeit noch ganz normal gewesen war – dass man keine teuren Klamotten trug, für die Ferien nicht in die USA fuhr und die Eltern einem bei den Hausaufgaben bald einmal nicht mehr helfen konnten – wurden für Judith plötzlich zu etwas, weswegen man sie seltsam anschaute.

Anders als die anderen

Irgendwann wurde der heute 23-jährigen Politikologiestudentin bewusst, dass die Leute, welche mit ihr das Gymnasium besuchte, mehrheitlich ganz einfach aus einer anderen sozialen Schicht stammten als sie, die Tochter eines einfachen Angestellten mit geringem Einkommen und einer Mutter, welche mit Fließbandarbeit das Familienbudget aufbessern musste. «Die anderen, die ich vom Spielplatz unserer Blocksiedlung gekannt hatte und die Kinder der Bekannten meiner Eltern, gingen alle in die Sek oder Realschule und machten mit 16 eine Lehre.» Wenn sie den anderen jeweils erzählt hatte, dass ihre Schwester die Realschule besuchte,

den Abschluss, sind selten. Selten an Gymnasien, noch seltener an Hochschulen wie Universität oder ETH.

Nicht alle haben die gleichen Chancen

«Von den 16-19-jährigen, die keine nachobligatorische Ausbildung absolvierten, sind fast 60 Prozent Kinder von Eltern, die ebenfalls keine nachobligatorische Ausbildung abgeschlossen haben», schreiben die Soziologen Markus Lamprecht und Hanspeter Stamm, die 1996 eine Untersuchung zur sozialen Ungleichheit im Bildungswesen herausgegeben haben. Der Anteil an Kindern von Eltern ohne nachobligatorische Ausbildung dagegen, welche eine Mittelschule besuchen, beträgt weniger als 8 Prozent. Auch an den Hochschulen sind Nachkommen aus tiefen und/oder bildungsfernen Schichten klar unterrepräsentiert. Gerade im Wissenschaftssystem kommen soziale wie auch geschlechtsbezogene Ausschlussmechanismen klar zum Tragen, wie die kürzlich an der Universität Zürich erschienene Studie zu Chancengleichheiten im Wissenschaftssystem der Soziologin Regula Julia Leemann aufzeigt.

Diese Ergebnisse mögen erstaunen; gerade in der Schweiz, wird doch hierzulande in Bezug auf die Bildungssituation immer wieder von Chancengleichheit gesprochen. Die Vorstellung, dass jede und

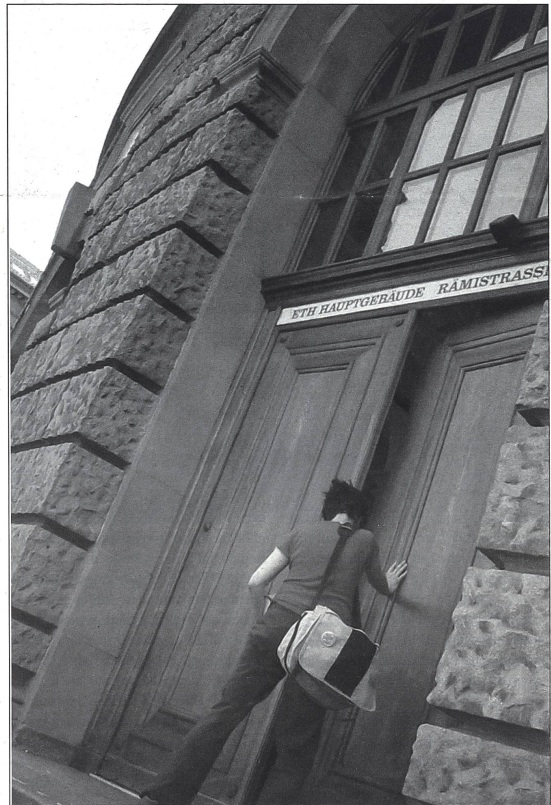
«Meine Eltern wundern sich heute noch, dass ich immer studieren wollte»

hätten ihre Schulkolleginnen ihr das jeweils gar nicht geglaubt. «In den meisten dieser Familien war es selbstverständlich, dass alle Kinder eine höhere Schule besuchten und dann später an die Uni gingen. Meine Eltern dagegen wundern sich heute noch, dass ich immer studieren wollte.»

Was Judith selbst erfahren hat, die Tatsache nämlich, dass sich das Bildungssystem gegenüber den sozialen Herkunftsmerkmalen der SchülerInnen alles andere als neutral verhält, lässt sich anhand von Studien belegen. SchülerInnen und StudentInnen, die Eltern ohne höhere Bildung und mit tiefem Einkommen haben und dennoch eine höhere Bil-

dungsstufe abschliessen, sind selten. jeder, unabhängig von sozialer Herkunft, Geschlecht, ethnischer oder religiöser Zugehörigkeit eine gute Schulbildung erhält und sich mittels genügend Anstrengung und Intelligenz seinen Weg bis hinauf an die Spitze bahnen kann, ist weit verbreitet. «Den meisten meiner Studienkolleginnen und –kollegen fällt es nicht einmal auf, dass es hier in Zürich kaum AusländerInnen hat, die studieren», stellt Judith fest. «Ebenso wenig ist ihnen bewusst, dass die meisten, die hier studieren, aus einer eher privilegierten Schicht stammen und es kaum Leute gibt, die beispielsweise aus einer Arbeiter- oder Bauernfamilie kommen.»

Wenn im bildungspolitischen Umfeld



Nur ein Spalt breit offen: Angehörige bildungsferner Schichten müssen viel mehr kämpfen, damit das Tor zur höheren Bildung sich öffnet. (Bild: and)

von «Angriff auf die Chancengleichheit» gesprochen wird, ist damit nur die halbe Wahrheit erzählt. Denn die Ausgangsbedingungen sind auch ohne Numerus Clausus oder die Kürzung von Stipendien nie für alle gleich, und dies vom ersten Schultag bis zur Dissertation.

Wenn es finanziell nicht reicht

Die ökonomische Komponente spielt hier natürlich eine zentrale Rolle. Wer über die finanziellen Mittel verfügt, kann seine Kinder auch mit Nachhilfeunterricht und Privatschulen auf die erforderlichen Leistungen trimmen. Und die Entscheidung darüber, ob die Tochter oder der Sohn nach der obligatorischen Schulzeit eine Lehre macht oder eine Matur anstrebt, ist nicht einfach eine Frage von intellektuellen Fähigkeiten und Interesse.

Judith: «Ich kann mich an eine Kollegin meiner Mutter erinnern, die immer wieder erwähnte, dass es für sie von Anfang an klar gewesen sei, dass ihre Töchter erst einmal eine Lehre machen würden. Ganz einfach aus finanziellen Gründen.» Auf universitärer Stufe ist das nicht anders: Alle Studierenden, die werktätig sind, wissen, wie schwierig es ist, Stud-

Fortsetzung → Seite 2

→ Rubriken

Editorial	1
Impressum	4
Neue Musik	5
Kolumne	5

STUDIERENDE OHNE SCHWEIZER PASS HABEN ES SCHWER AN UNSEREN UNIVERSITÄTEN

AusländerInnen nicht erwünscht

Höhere Studiengebühren, keinen Zugang zu Fächern wie Medizin, wenig Chancen auf Stipendien: Für ausländische Studierende ist die Aussicht auf einen Studienabschluss an der Universität Zürich gering.

Von Nicolas Haesler

Die Universität Zürich als ein Ort, an dem Studierende aus den verschiedensten Regionen der Welt zusammen kommen und einen interessanten «melting pot» aus angehenden WissenschaftlerInnen und Intellektuellen bilden – ein Bild, das allerdings nicht ganz der Wirklichkeit entspricht: Denn nicht alle haben die gleichen Chancen, sich ein Stück von dem Wissen, welches an der Universität angeboten wird, abzuschneiden.

Die Universitäten stecken in einer tiefen Krise. Vor allem die fehlende Gleichberechtigung im höheren Bildungsbereich stellt ein wahrhaftiges Problem dar. Numerus Clausus, APS und die Erhöhung der Studiengebühren sind einige dieser Probleme, die das alte Ideal des humboldtschen Humanismus als Charakteristikum der freien und persönlichkeitsbildenden Universität aufs stärkste strapazieren und die StudentInnenchaft

immer wieder zum Widerstand zwingen.

Fakt ist, dass im Rahmen der offensichtlich herrschenden Chancengleichheit der Studis auch die rassistische Komponente nicht fehlt. Die ausländischen StudentInnen haben es um einiges schwerer, sich an der Universität ein Plätzchen zu ergattern.

Deutlich benachteiligt

Die vom verstorbenen französischen Soziologen Pierre Bourdieu entwickelte Theorie des Habitus ist eine direkte und grundlegende Kritik am Universitäts- und Schulwesen. Sie besagt, dass die Schulen und Universitäten den Habitus, an den jeder und jede von uns zwangsläufig gebunden ist, nicht nivellieren, sondern reproduzieren und anhand symbolischer Gewalt weiter entwickeln (siehe Artikel unten). So ist es für Angehörige einer Arbeiterfamilie äusserst schwie-

rig, ein Studium an einer renommierten Universität absolvieren zu können.

Bezogen auf die Chancengleichheit, die bei ausländischen StudentInnen herrscht, kann man sich nun die Frage stellen, ob das universitäre System nicht auch hier deren Habitus reproduziert und ausländische SchülerInnen und StudentInnen in ihrem Habitus gefangen hält. Insbesondere durch die strukturellen Ungleichheiten, welche auch an der Universität Zürich dazu führen, dass ausländische Studierende deutlich benachteiligt sind. Ein paar konkrete Beispiele dazu: So sind die Studiengebühren für ausländische StudentInnen beim Betrag von 782 Franken für Studierende und 282 Franken für Doktorierende um einiges höher als die Gebühren, die von nicht-ausländischen Studierenden bezahlt werden müssen. Krasser sind die Tatbestände bei den Zulassungen für die Human-, Zahn und Veterinärmedizin und die Psychologie. Während in der Psychologie nur eine sehr beschränkte Anzahl ausländischer StudentInnen zugelassen wird, herrscht bei der Hu-

man-, Zahn- und Veterinärmedizin ein rücksichtsloser «Numerus Nullus». Zugelassen werden überhaupt keine ausländischen StudentInnen mehr; was einerseits im Bezug auf die Chancengleichheit und die Wahlfreiheit des Studiums ein reelles Problem darstellt.

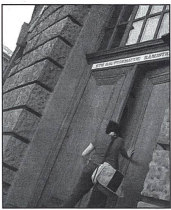
Zugang zu Stipendien schwieriger

Andererseits ist diese Zulassungsbeschränkung angesichts der Situation, die in den Drittweltländern herrscht, verantwortungslos. Denn in vielen Länder des schwarzen Kontinents reichen die finanziellen Mittel nicht aus, um ein Studium an Hochschulen oder Universitäten anzubieten. Einzig und allein das Studium im Ausland bietet diese Möglichkeit. Und anbeacht der medizinischen Situation in einigen Drittweltländern, wo aufs dringendste Ärzte und Mediziner gebraucht würden, ist diese Einschränkung in der medizinischen Fakultät höchst fragwürdig.

Im Bezug auf die Stipendien herrscht ebenfalls eine sehr problematische Ungleichheit. Ausländische StudentInnen

müssen, um ein Stipendium zu erlangen, eine/n ProfessorIn angeben können so wie ein Forschungsthema, welches sie während der Dauer ihres Studiums nicht mehr ändern können. Gleichzeitig ist die Anzahl der begünstigten Stipendiumsgebeten relativ tief.

Bei den Zulassungsbedingungen für ausländische StudentInnen werden an der Universität Zürich keine grossen Unterschiede zwischen Drittweltländern und Ländern aus dem ehemaligen Ostblock gemacht. Immerhin. Insgesamt aber lässt die Situation ausländischer Studierende allerdings noch deutlich zu wünschen übrig. Häufig werden ihnen administrative Hürden in den Weg gestellt, die den Eintritt in das Studium schwierig machen. Der Kampf für eine Universität, an der totale Freiheit und Gleichheit herrschen, ein Ort der egalitären Bildung also, ist deshalb dringend notwendig, um die sonst schon so stark strukturierenden Prinzipien ausschliessender Mechanismen einzudämmen, von denen gerade AusländerInnen besonders betroffen sind.



Fortsetzung von → Seite 1

fest. Die 27-jährige Soziologiestudentin ist selbst während ihres Studiums immer wieder auf Barrieren gestossen, die mit der erwähnten Problematik zusammenhängen. «Wenn über Chancengleichheiten gesprochen wird, dann meistens nur über den finanziellen Aspekt. Über all die anderen Schwierigkeiten, mit denen jemand aufgrund seiner sozialen Herkunft zu kämpfen hat, spricht man nicht.»

Andere Ausgangsbedingungen

Darauf, welchen Bildungsabschluss jemand schliesslich erreicht, hat das soziale Milieu, aus dem diese Person stammt, entscheidenden Einfluss, denn jedes dieser Milieus ist geprägt von unterschiedlichen Wertorientierungen, Handlungsspielräumen, ökonomischen und kulturellen Ressourcen und sozialen Netzwerken. «Die Möglichkeiten, die relevanten wissenschaftlichen Qualifikationen und Leistungen zu erbringen, sind direkt von den sozialen Gruppenzugehörigkeiten und den damit verbundenen Sozialisationsbedingungen und familiären Ressourcen abhängig.» schreibt Regula Julia Leemann in ihrer Untersuchung. Wer bereits in einem akademischen oder zumindest bildungsnaheren Milieu aufwächst, bringt gewisse Eigenschaften, die an einer Universität für das Fortkommen entscheidend sind, bereits in viel höherem Masse mit als jemand, der aus einer Arbeiterfamilie stammt oder auf dem Land aufgewachsen ist. So beispielsweise intellektuelles Interesse, Sprach- und Dialoggewandtheit, souveränes und selbstbewusstes Auftreten; einen höheren Besitz an legitimen Wissensbeständen sowie die Fähigkeit, diese

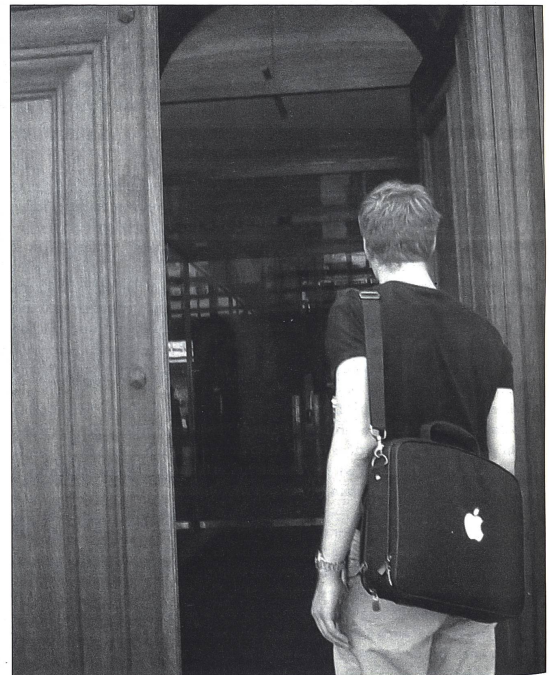
Debatten geführt wurden. «Über Politik und solche Sachen wurde bei uns nie diskutiert. Wenn ich mit meiner Freundin, bei der zuhause teilweise heftige Wortgefechte an der Tagesordnung waren, diskutierte, hatte ich verbal nie eine Chance», erinnert sich Judith.

Auch hier spielt natürlich wiederum die Geschlechterkomponente eine wichtige Rolle; fällt es Frauen in der Regel doch schwerer, sich in Tutoraten oder Seminaren Gehör zu verschaffen oder ihren Positionen Ausdruck zu verleihen, was auf die unterschiedliche Sozialisierung von Knaben und Mädchen zurückzuführen ist. Und gerade für Frauen aus Unterschichtsfamilien ist es doppelt schwierig, sich Zugang zu einer höheren Bildung zu verschaffen; die geschlechtsspezifischen Differenzen sind dort am stärksten feststellbar.

Im Haushalt, in dem Judith aufgewachsen ist, gab es zudem kaum Bücher. Sie hatte damit, wie ebenfalls in Studien nachgewiesen werden konnte, bereits schlechtere Ausgangschancen im Bezug auf ihre schulischen Leistungen als ihre MitschülerInnen aus einem bildungsnaheren Umfeld, für die der Umgang mit Literatur viel selbstverständlicher ist. Judith besorgte sich ihr Lesematerial in Bibliotheken. «Ich beneidete die anderen. Manchmal entwickelte ich richtiggehend eine Wut gegenüber meinen Eltern, weil wir nicht das hatten, was die anderen auch hatten; ein Haus, Bücher, usw.»

Minderwertig und fehl am Platz

Für den französischen Soziologen Pierre Bourdieu ist in diesem Zusammenhang der sogenannte «Habitus», über den jemand verfügt, zentral. Unter Habitus versteht Bourdieu ein System verinnerlichter Strukturen, welche die Wahrnehmung, das Denken und Handeln des Einzelnen beeinflussen. Die Verinnerlichung dieser Strukturen geschieht durch die Sozialisation und die Erfahrungen, welche das Individuum als Angehörige einer sozialen Schicht bereits von klein auf macht und somit zu einem grossen Teil mit allen Angehörigen einer sozialen Schicht oder Gruppe teilt. Wer nun einen sozialen Raum betritt, für den er nicht vorgesehen ist – wie die Universität – bringt aufgrund seines sozial determinierten Habitus nicht die richtigen und notwendigen Verhaltensweisen, Kenntnisse und Wertvorstellungen mit. Man fühlt sich nie wirklich willkommen. Davon betroffen sind neben Angehörigen sozial tieferer Schichten insbesondere Leute aus nicht-urbanen Gebieten, AusländerInnen und Frauen. «Als Nicht-Adademikerin,



Kommt man aus einem Elternhaus, in dem Bildung und ökonomische Ressourcen selbstverständlich sind, stehen einem die Türen der Uni weit offen. (Bild: mid)

Land-Ei und Frau fühlte ich mich am Anfang sehr minderwertig», erzählt Mirjam. «Drei Jahre lang hatte ich das Gefühl, alle sähen es mir an, dass ich vom Land komme.»

Untersuchungen zur Situation von Arbeiterkindern haben gezeigt, dass sich diese in einem universitären Umfeld fremd fühlen, weil sie die Werte und Normen, die ungeschriebenen Spielregeln nicht beherrschen, sie erst mühsam lernen müssen und ihren MistudentInnen oft sprachlich unterlegen sind. Sie brechen das Studium daher auch mit grösserer Wahrscheinlichkeit ab. Gesprochen wird über solche Schwierigkeiten und insbesondere die Gründe für diese Schwierigkeiten für gewöhnlich nicht. Zu gross die Scham. «Ich traute mich doch nicht zu sagen, dass ich mich fremd fühlte und die anderen sehr häufig nicht verstand, keinen Zugang zu ihnen fand!» bestätigt Mirjam.

Dass ein überproportionales Auseinander von Frauen und Nachkommen aus bildungsfernen und sozial weniger privilegierten Familien festzustellen ist, erstaunt daher nicht mehr. Die struktu-

rellen und sozialpsychologischen Barrieren, welche ihnen begegnen, sind so gross und zahlreich, dass es überdurchschnittliche Fähigkeiten und einen extremen Leistungswillen braucht, um sich einen höheren Bildungsabschluss zu erarbeiten oder sogar eine akademische Laufbahn zu beginnen. Gesellschaftliche Ungleichheiten werden reproduziert und verstärkt.

Die geplanten und teilweise bereits umgesetzten bildungspolitischen Massnahmen wie erhöhte Selektion durch Zwischenprüfungen und Studienzeitbeschränkungen, die während der 90er Jahre massiv vorgenommenen Sparmassnahmen im Bildungsbereich, Numerus Clausus, erhöhte Studiengebühren und der Abbau von Stipendien werden diese Situation noch verschärfen. Zu den bereits in grosser Menge vorhandenen Barrieren, welche gerade Angehörige tieferer Schichten und Frauen begegnen, werden noch mehr kommen.

Der Kampf für mehr Chancengleichheit und gegen den zur Zeit stattfindenden Bildungsabbau ist deshalb dringend notwendig.

«Als Nicht-Akademikerin, Land-Ei und Frau fühlte ich mich sehr minderwertig.»

Zeit dominiert war durch eine männliche Oberschicht und durch bestimmte Ausschluss- und Diskriminierungsmechanismen gekennzeichnet ist. Die Erfordernisse, welche an den Eintritt in diesen sozialen Raum gestellt werden, orientieren sich deshalb an der Normalbiographie von Angehörigen aus dem Bildungsbürgertum sowie deren Karrieremustern und Tätigkeitsprofilen. «Schlimm finde ich, dass es einfach kein Thema ist, dass viele, welche an der Uni studieren, nicht über einen akademischen oder zumindest bildungsnahen familiären Hintergrund verfügen. Leute, die irgendwie gar nicht richtig dazugehören», stellt Mirjam

auch auszudrücken. Man bewegt sich im universitären Umfeld souveräner und sicherer; zudem wird man auch eher als legitimen Nachwuchs erkannt und entwickelt deshalb mit grösserer Wahrscheinlichkeit das Bedürfnis, zu promovieren und eine wissenschaftliche Laufbahn anzustreben.

Jemand, der von klein an daran gewöhnt ist, dass zuhause beispielsweise über politische Probleme diskutiert wird, hat viel weniger Mühe, sich in einem Umfeld wie der Universität, wo rhetorische und diskursive Fähigkeiten entscheidend sind, durchzusetzen als jemand, der aus einem Elternhaus kommt, wo nie so

INTERVIEW MIT RAINER KUHN, MACHER DES KULT MAGAZINS

Moralist im Wolfspelz

Rainer Kuhn krönte sich als Chef des Szenemagazins Kult zum «König der Promis». Jetzt hat er die Schnauze voll. Der umstrittene Magazinmacher über die Abnutzungserscheinungen in der Partyszene, Provokation als Therapieform, ungesunden Ausgehndruck und den Streit mit der Nileitung.

Von Beat Metzler

Rainer Kuhn: Eigentlich möchte ich gar kein Interview geben. Das wird mein Letztes sein.

Q: Du hattest eine Homestory in der Schweizer Illustrierten. Hast du dein Promileben satt?

Das Ganze ist überhaupt nicht spannend, weder spannend zu machen noch spannend anzuschauen.

Hattest du gedacht es sei spannend?

Ich habe mir diese Frage nicht gestellt. Es hat zu unserer Entwicklung gepasst. Dass wir so stark in die Öffentlichkeit traten, war ein Mittel zum Zweck. Es ging uns immer darum, die gängigen Mechanismen zu parodieren, die Pseudohypes, das lokale Gehabe. Der Urwunsch berührt und dadurch beliebt und akzeptiert zu sein, diesen Trugschluss.

In der ersten Kult-Ausgabe in St. Gallen habt ihr ein sechzehnjähriges Modell verarscht. Sie sagte, dass sie rauche, dass ihr das aber auf keinen Fall schreiben dürft. Genau so stand es im Magazin. Du sagst verarscht. Das war ein eins zu eins Interview, wir haben alles aufge-

schrieben, was gesagt wurde. Nur ein solches Interview widerspiegelt das, was passiert. Ausserdem informieren wir die Leute vorher, wie das Ganze abläuft. Und wenn einer nicht will, dann muss er nicht. Diese Technik hat zur Folge, dass es streckenweise peinlich wird. Ich will niemanden fertigmachen, aber wenn sich jemand selber bloss stellt, dann hindere ich ihn nicht daran. Es ging immer darum, das, was hinter den Kulissen passiert, zu beleuchten. Es ist niemand nur ein Depp oder ein Nobelpreisträger. Beim gescheitesten Kopf in der Schweiz kann es passieren, dass er sich vor Lovers-TV einen runterholt.

Konntest du immer zwischen dem Promi und dem normalen Menschen in dir trennen. Fehlte dir nie der Abstand?

Das kann man nicht trennen. Ausserdem bin ich kein wirklicher Promi. Ich geniesse lediglich in bestimmten Kreisen eine gewisse Bekanntheit und die ist ein Teil von mir. Wenn aber diese relative Bekanntheit daraus kommt, dass du relativ bekannt bist, dann geht es nur noch um die Bestätigung von Klischees und irgendwann ist dir das zu blöd. Vor allem frisst es die Kreativität auf.

Was wird sich ändern im Kult?

Alles hat seine Zeit. Die Ära der wirklich innovativen und guten Partys gehört der

sich mit sich selber zu identifizieren als du und ich.

Bist Du nie angeklagt worden?

Nein, für was?

Du hast einige harte Beleidigungen ausgeteilt, zum Beispiel an Stefanie Berger.

Stefanie haben wir nicht beleidigt. Aber es stimmt, es gab schon die eine oder andere Geschichte, die an der Grenze war. Wenn wir damit jemanden verletzt haben, dann ohne Absicht. Es ging uns auch nie um die Personen, mehr um die Lächerlichkeit dieser Art von Berichten. Zudem liebten wir es, Formulierungen zu verwenden, die im Wortlaut nicht angreifbar waren, deren Kern aber deutlich rüberkam. Das haben wir auf die Spitze getrieben. Es war vor allem die Lust an solchem Schreiben, am Verfeinern.

Was ist eigentlich so provokant am Kult?

Wir haben stark mit todgeschwiegenen Themen kokettiert. Wir haben uns als Projektionsfläche angeboten und beispielsweise gesagt: «Jawohl, wir koksen», obwohl das nicht zutraf. Wir haben dadurch eine Ebene geboten, auf der uns die Leute angreifen konnten. Die Leute lehnen bei uns aber das ab, was auch in ihnen passiert. Dieser Spiegeleffekt interessiert mich. Man mag ja Personen häufig daher nicht, weil sie etwas verkörpern, das man auch in sich hat, aber von sich wegstösst. Dazu kam die Sprache, an die sich in schriftlicher Form niemand gewohnt war. Wir schrieben, wie die Leute sprechen, nämlich subjektiv und grobschlächtig. Das wurde verteuelt aber auch schnell kopiert. Heute schreibt jedes Szenemagazin so. Der Punkt ist gekommen, wo es langweilig wird.

Ist das Kult sexistisch?

Ja, aber auf beide Seiten. Eine Leserin schrieb einmal, dass, wenn das Kult sexistisch sei, dann gegen die Männer. Denn so wie diese Männer denken und schreiben würden, das disqualifiziere nur sie selber. Das hat mir gut gefallen, und man kann es so sehen. Ansonsten haben wir nur das geschrieben, was die Leute auf der Strasse denken. Wir haben nie etwas erfunden. Vielleicht ist es mir nicht immer gelungen, diese Haltung rüberzubringen. Ein grosser Applaus kam von einer Seite, von der ich ihn nicht wollte.

Überraschten dich die Reaktionen?

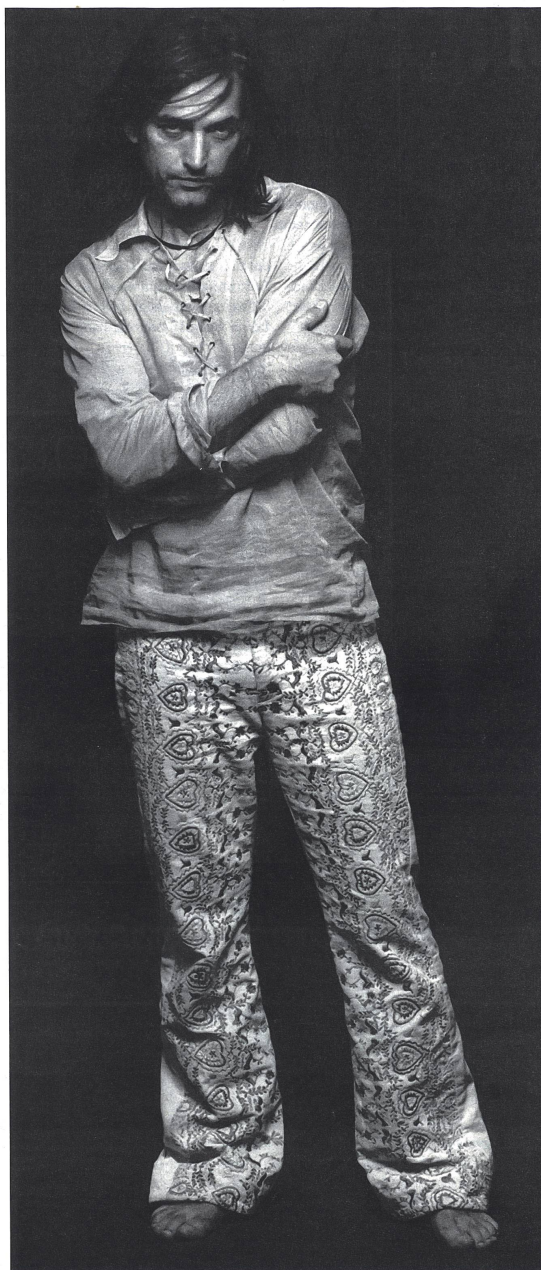
Am meisten Anfeindungen kamen von Leuten, die nicht im Heft stattfanden.

«Der Anspruch auf Objektivität ist ein Riesenblödsinn.»

Es ist selten einer gekommen und hat gesagt, das hättet ihr nicht über mich schreiben sollen. Es ist nicht unsere Idee, Leiden zu bereiten, und ich glaube, abgesehen von zwei, drei inzwischen besprochenen Fällen, haben wir das auch nicht. Die meisten Leute freuen sich sowieso, überhaupt im Heft zu sein. Das beweist wiederum die Mechanik hinter dem Pseudopromi-Getue.

Würdest du missverstanden? Das Kult kann man auf zwei Arten lesen. Als hochironisch oder als primitiv.

Richtig. Und vielleicht bin ich gar nicht missverstanden worden. Jeder versteht es so, wie er möchte. Wenn jemand das Kult primitiv verstehen will, dann kann er das. Es war ja auch teil-



Der Promi Rainer Kuhn meint: «Die meisten Promis sind langweilig.» (Bild: zvg)

weise primitiv gedacht beim Schreiben, aber es gibt eine Komponente dahinter, die dazu führt, dass man diese Grobschlächtigkeit überhaupt druckt. Das Kult bietet sich dazu an, sich selber als Gutmensch zu definieren. Die sind primitiv, ich bin es nicht, weil ich sie verurteile. Ich glaube aber, dass diese Verurteiler, dieses Primitive auch in sich tragen und

stehen, gefährlich beeinflusst?» Darüber kann ich diskutieren, vielleicht sieht jemand was, das ich nicht sehe. Man hat aber nur oberflächlich geurteilt, entweder gut und lustig, oder menschenverachtend und sexistisch. Und meist kam die Verurteilung von Leuten, die sich stark machen für ihre eigene Mündigkeit. Aber ich will nicht etwas nicht schreiben, weil sich irgendjemand darüber aufregen könnte. Sonst bin ich wieder auf dem kleinsten gemeinsamen Nenner, auf dem sich alle Medien bewegen.

Ihr seid aber braver geworden. Wir sind sensibler geworden.

Das Kult scheint sehr persönlich zu sein. Ich richte das Magazin, nach meiner Sensibilität aus, zu merken, was passiert. Es läuft parallel zu meinem Leben. Medien funktionieren normalerweise nicht nach diesem subjektiven Prinzip. Der Anspruch auf Objektivität ist ein Riesenblödsinn. Objektivität gibt es nicht, höchstens eine Anhäufung von ähnlichen Meinungen. Statistiken sind nie objektiv, nur schon die Auswahl der «Fakten», die du anführst, um deine Thesen zu stützen, ist subjektiv. Statistiken sind nur da, um zu beschissen, um dein Empfinden auf eine pseudo-objektive Ebene zu holen. Und sämtliche Medien funktionieren nach diesem Prinzip. Man sollte alles als

Fortsetzung → Seite 4

«Wenn eine Nutte, dann eine Edelnutte mit einem Preis und einer Leistung.»

schrieben, was gesagt wurde. Nur ein solches Interview widerspiegelt das, was passiert. Ausserdem informieren wir die Leute vorher, wie das Ganze abläuft. Und wenn einer nicht will, dann muss er nicht. Diese Technik hat zur Folge, dass es streckenweise peinlich wird. Ich will niemanden fertigmachen, aber wenn sich jemand selber bloss stellt, dann hindere ich ihn nicht daran. Es ging immer darum, das, was hinter den Kulissen passiert, zu beleuchten. Es ist niemand nur ein Depp oder ein Nobelpreisträger. Beim gescheitesten Kopf in der Schweiz kann es passieren, dass er sich vor Lovers-TV einen runterholt.

(lacht)

Du lachst, Du kennst das offensichtlich. Gegen aussen mimen alle die Sauberen, um sich als Figur zu designen.

Ich hatte aber das Gefühl, dein Rolle änderte sich, als ihr nach Zürich kamt. Plötzlich schienst du selbst den makellosten Promi darzustellen. Hast du die Seite gewechselt, vom Promiverächter zum Szeneliebhaber?

Ich bin keins von beidem. Um mich als Nicht-Prominenter über das Gehabe von Prominenten lustig machen zu können, hab ich mich zum König der Prominenten gemacht, mich so verhalten, wie ein Prominenter sich verhält, die Beweggründe dahinter einfach noch aufgeschrieben. Aber es ist schon so, dass ich plötzlich das Gefühl bekam, Opfer der Mechanismen zu werden, die ich vorher parodiert habe. Ich wurde selber zum Halbpromi, das hat mir zuweilen sogar gefallen. Man wird jedoch schnell vereinnahmt, als unwichtiger Mensch von unwichtigen Menschen wegen unwichtigen Sachen. Und schon ist auf diesem tiefen Niveau die Unabhängigkeit am Arsch. Wer will das schon?

Hattest du die Kontrolle verloren?

Nein, ich konnte einfach bestimmte Entwicklungen nicht verhindern. Als ich zu Fohler eingeladen wurde, und neben mir eine von Big Brother sass, dachte ich: «Ok, jetzt mach ich das halt.» Ich wollte

Vergangenheit an. Seit knapp 16 Monaten tut sich nichts mehr Neues, es sind nur noch Kopisten am Werk. Jeder Depp will auch Partys machen. Die Eigenständigkeit fehlt, also ist das Thema out. Momentan verändern sich wieder mal ein paar Werte. In welche Richtung das geht, wird man im nächsten Kult sehen.

Trotzdem schiessen neue Partymagazine wie Pilze aus dem Boden.

Genau das meine ich. Alle kopieren die, damit Erfolg haben. Wie bei den Radios. Plötzlich will jeder Radio machen. Rundfunk war und ist innovativ. Nun machen es alle «auch». Und mit dem «Auchmachen» besiegeln sie das Ende ihrer Eigenständigkeit.

Der Partylifestyle wird stark gehypt, Man bekommt fast ein schlechtes Gewissen, wenn man zu Hause hockt.

Das stimmt, das ist ein ungesunder emotionaler Druck. Wer nicht mitmacht, wird ausgegrenzt. Wenn das Selbstwertgefühl an die Szene gekoppelt wird, ist das gefährlich. Ich finde die Macht der Partymagazine eigentlich völlig daneben. Wenn du in einem Umfeld nur dann akzeptiert bist, wenn du das tust, was die andern wollen, dass du es machst, ist das traurig. Wenn ich an Parties junge Girls sehe, frage ich mich schon: «Meitli, was machst Du hier? Wieso willst Du unbedingt dabei sein?» Viele Junge fallen heutzutage darauf rein und verlieren die Kontrolle.

Mit was soll man sich sonst identifizieren?

Mit sich selber. Nicht jeder Jugendliche ist ein Partyfreak. Aber auch an Schwingfesten gibt es diesen Druck, gewisse Codes zu erfüllen, um dabei zu sein. Es ist wie ein Wettbewerb: Wer die Codes am besten erfüllt, wird ein kleiner König.

Du kennst die Zürcher Könige ja gut.

Diese Leute sind nicht so spannend, wie man denkt. Die meisten Promis sind ebenso langweilig wie wir. Und vor allem: Die haben die grösseren Probleme,

GESCHICHTSSTUDIUM UND POPKARRIERE

«Meine Songs sind meine Gefühle»

Christoph Büchli, 25, studiert an der Universität Zürich Allgemeine Geschichte im 10. Semester. Fast mehr Zeit als für Imperialismus und Französische Revolution wendet er allerdings für Synkopen und Triolen auf. Er ist Songschreiber und Bassist der Pop-Band The Prive, die den «Swisstop-Award 2001» von Radio DRS gewann. Dem IQ erzählte er von seinen Erfahrungen mit dem Musikbusiness und wie sehr die Musik sein Studium belastet. Von Marc Schadeegg

The Prive - das steht für Pop, Romance, Image, Verve und Emotion. Der Name ist Programm, die Band spielt Pop mit einem Sinn für tolle Melodien und - wertvoll in der heutigen Musikwelt - mit viel Gefühl. Die Band wurde im September 2000 von den Fricktalern Christoph Büchli (Bass), Fabio Chiodi (Gesang, Gitarre), Reto Brühwiler (Keyboard) und Marcel Voser (Drums) gegründet. Im Januar 2001 nahm die Gruppe ihr erstes Demo «Tonight» auf, ein ganzes Album ist derzeit in Planung und soll 2003 erscheinen.

Bisherige Höhepunkte der jungen Karriere waren die Beisteuerung eines Songs und ein Auftritt im TV-Spiel Film «Lieber Brad...» (mit Matthias Gnädinger in der Hauptrolle), der Gewinn des «Music Vibration 01»-Contests und der erste Platz beim «Swisstop-Award 2001» von Radio DRS, einem der grössten Nachwuchswettbewerbe in der Schweiz. Neben der Finanzierung einer CD-Pro-

duktion gewannen sie dort auch einen Auftritt in der Sendung «Megaherz» des Schweizer Fernsehens. Im Frühling dieses Jahres verliess Vose die Band aufgrund musikalischer Differenzen, The Prive machen seither als Trio mit Gastmusikern weiter.

Christoph, die Musik von The Prive hat nicht gerade viele Ecken und Kanten, ist also ziemlich kommerziell...

Ja, was heisst kommerziell... kommerziell ist relativ. Unsere Musik ist wahrscheinlich gut vermarktet, aber das ist heute fast mit jedem Musikstil möglich. Nirvana waren auch immer sehr alternativ und plötzlich haben sie Millionen von Platten verkauft. Es kommt vor allem darauf an, welche Ansprüche die Band an sich selbst stellt und wie die Wirtschaft mit der Band umgeht. So kommerziell können wir von daher gar nicht sein, weil uns viele Plattenfirmen vorgeschlagen haben, wir sollten doch Mund-

art-Texte machen. Sie sagten, damit hätten wir eine grössere Chance auf einen Plattenvertrag.

Habt ihr euch das nie überlegt?

Nein. Wenn du die Zukunft einer Band von einer Plattenfirma abhängig machst, dann scheiterst du irgendwann an dir selber. Ich kann mir durchaus vorstellen, Mundart-Texte zu schreiben, aber nicht mit dieser Band.

Wie sehen denn deine bisherigen Erfahrungen mit dem Business aus? Ist es so hart und dreckig, wie man sagt?

Teilweise schon. Was ich wirklich feststellt habe, ist, dass alle immer sehr nett zu dir sind und dein Material gut finden, aber irgendwie wollen sie es dann doch nie... Man darf da nicht alles glauben und das Ganze nicht zu ernst nehmen. Sonst bist du schnell ziemlich frustriert.

Nochmals kurz zum kommerziellen Erfolg. Ist er für dich erstrebenswert?

Ja, schon, aber nicht wegen dem Geld an sich, sondern weil ich gerne von der Musik leben würde. Die Aussicht, nur noch Musik zu machen, ist verlockend.

Wie würdest du euren Stil beschreiben?

Unseren Stil? Ich würde sagen, es ist Pop...

Was ist denn Pop?

Pop ist für mich, wenn es um die Melodie geht, und das ist sehr wichtig bei uns. Das Problem ist, dass heute alles Pop ist, auch Britney Spears und die Backstreet Boys. Ich denke, unsere Musik ist im Vergleich dazu vielleicht ehrlicher. Das ist ja auch ein Anspruch an uns selbst. Es geht um Ehrlichkeit.

Dann fliesst sicher auch einiges von deiner Persönlichkeit in die Musik mit ein, oder?

Ja, sogar sehr viel. Meine Songs sind meine Gefühle. Wenn ich ein Lied von uns höre, steckt darin sehr viel Identität, vor allem, was den Text anbelangt.

Ist es für euren Sänger dann nicht schwierig, Texte von dir emotional intensiv auszudrücken?

Es geht erstaunlich gut, vielleicht weil die Lyrics relativ offen sind. Es geht darin nie um ein konkretes Ereignis, sondern um Bilder und Emotionen, in die jeder etwas hinein projizieren kann.

Wie entsteht denn ein Song von The Prive?

Uh... (nach einer Weile) ...meistens habe ich plötzlich irgendeine Melodie im Kopf und fast immer dazu auch schon eine Textphrase oder so. Wenn ich den Song in die Band bringe, stehen meistens der Text, die Harmonien und die Gesangsmelodie fest. Es ist dann immer ungeheuer schwierig, der Band meine Vorstellungen in Worten verständlich zu machen, weil sich da halt viel auch auf der Gefühlsebene abspielt.

Wieviel Zeit investierst du eigentlich für dein Hobby?

Hmm..., das habe ich mir noch nie so überlegt, es ist aber sicher sehr viel. Ich mache mir auch keine Gedanken darüber, ob ich eigentlich überhaupt Zeit für die Musik habe, wenn ich beispielsweise an einem Song arbeite. Dann muss ich es



Für Christoph Büchli zählt beim Schreiben und Spielen die Leidenschaft.

einfach machen. Weil ich es will.

Da leidet doch sicher das Studium darunter...

Ja, gezwungenermassen. Es gibt Tage, an denen ich nur für die Band arbeite. Aber ich bringe irgendwie alles unter einen Hut. Ein Phil.-Studium ist ja auch geeignet für zeitintensive Nebentätigkeiten.

Zum Schluss noch: Wie war das bei eurem Auftritt in der Sendung «Megaherz»?

Das war eine gute Erfahrung. Auftritte in kleineren Sendungen werden oft unterschätzt, aber wenn man bedenkt, wie viele Konzerte wir spielen müssten, um gleich viele Leute zu erreichen... Wir haben es abgesehen davon sehr geschätzt, dass wir nicht als Underdogs behandelt wurden, so nach dem Motto «Ihr könnt froh sein, dass ihr überhaupt hier sein dürft». Wir wurden genau gleich behandelt wie Sarah Connor, die ja in derselben Sendung auftrat.

Hatte sie ein Höschen an?

(lacht)... darüber haben wir Stillschweigen vereinbart.

Mehr Informationen zu The Prive gibt es im Internet unter www.theprive.com.



Die Besetzung von The Prive bei der Gründung im September vor zwei Jahren (u.l.n.r.): Fabio Chiodi, Marcel Voser, Reto Brühwiler und Geschichts-Student Christoph Büchli. (Bilder: zvg.)

Fortsetzung von → Seite 3

subjektiv deklarieren. Die Subjektivität ist das einzige Prinzip, wonach das Kult funktioniert. Der Leser fühlt sich dadurch stärker angesprochen. Wenn du an eine Party gehst, findest diese im Umkreis von fünf Quadratmetern statt. Für dich ist es ein Thema, wenn du den Ärmel in Red Bull tunkst. Das ist objektiv gesehen irrelevant, aber jeder erlebt ähnliche Sachen. Das schafft die Verbindung.

Eine eigensinnige Ansicht von Journalismus.

Wir machen in keiner Faser Journalismus. Eher Antijournalismus, in der Verkleidung von Journalismus. Denn das, was man heute unter Journalismus versteht, finde ich entweder langweilig oder kriminell. Ich habe aufgehört, Zeitungen zu lesen.

Auch keine Wochenzeitschriften?

Doch an der neuen Weltwoche habe ich Freude. Aber dieser bis in die Wirtschaftspublikationen etablierte Boulevardjournalismus ist jenseits. Ich schaue auch keine Tagesschau, weil es mich nicht interessiert, ob irgendwo in Portugal ein Damm gebrochen ist. Ich finde es schlimm, dass es passiert ist. Aber es geht mich nichts an. Ich habe nicht das Recht, am Leid von diesen Leuten unaufgefordert teilzuhaben.

Ist es nicht umgekehrt, dass man die Pflicht hat, sich zu informieren?

Das ist genau der grosse Blödsinn, hinter

dem sich alle Medien verstecken. Sie grübeln alle Unglücksfälle und Katastrophen hervor, die auf der Welt passieren. Ist es meine Pflicht, zu wissen ob im Iran die Erde beb? Diese Information hat hier für mich keinen wirklichen Wert, ausser dem, Angst zu schüren. Ich denke sogar: Nur bei Themen, die einen betreffen ist es sinnvoll, dass man davon weiss. Viele Leute aber ernähren sich emotional von den schlimmen Sachen, die in der ganzen

meine Meinungen einem Publikum mitzuteilen,

Üben die Werber keinen Einfluss auf den redaktionellen Teil aus? Immerhin habt ihr gesponsorte Rubriken.

Die Werber sind nicht so blöd, um es zu versuchen.

Trotzdem trotzt das Heft vor Anzeigen. Wahrscheinlich gerade darum, weil wir

«Journalismus finde ich langweilig. Ich lese keine Zeitung.»

Welt passieren. Dann sagt man, uns gehe es gut und verliert aus den Augen, dass es in der Schweiz nicht so perfekt um alles steht, wie immer getan wird. Man wird blind für die Probleme im nahen Umfeld. Wenn etwas in der Nähe passiert, dann geht es dich etwas an. Dann kommen Fragen: «Wie kann ich helfen? Will ich helfen?» Dann kann man einen Beitrag leisten. Wieso zum Beispiel können so ein paar Arschlöcher in der Arena sagen, sie haben kein Geld für Kinderkrippen und gleichzeitig einen Schrott namens Expo 02 ins Welschland bauen, und täglich Strassen aufreißen und zuflastern lassen? Eine Regierung, die Kinder Kriegen zum Armutrisiko macht, ist verantwortungslos oder dumm. Oder beides.

Warum bringst du das nicht im Kult?

Ich habe nicht den Ehrgeiz, jederzeit alle

meine Meinungen einem Publikum mitzuteilen, sondern ich möchte nur meine Meinungen einem Publikum mitzuteilen, das sie hören will. Ich möchte nicht beeinflussen lassen. Das schafft die nötige Glaubwürdigkeit. So ist es für ein Unternehmen spannender, ein U2 Konzert zu sponsern, als eins von Brooks. Die Werber haben ein Recht auf den Platz, den sie bezahlen, basta. Wenn jemand sagt, «ich kauf drei Seiten, wenn du etwas schreibst», dann kriegen sie diese Seiten nicht. Und sonst nur, indem ich mir einen Spass daraus mache und darüber schreibe, dass sie nur zahlen, wenn wir darüber schreiben. Aber das kannst Du nicht zwingen machen. Wenn eine Nutze, dann eine Edelnutze. Dann hast du einen Preis und eine Leistung. Aber jedem Idioten für 50 Franken einen runterzuholen, überlasse ich gerne anderen. Ich halte es für respektlos, jemandem vorzuschreiben, welche Meinung er äussern soll.

Lohnt sich das Kult finanziell für dich?

Es ist ein schöner Effekt, dass ich meine Rechnungen mit dem bezahlen kann, was ich gerne mache.

Du hattest Streit mit der Uni, das Rektorat hat dir verboten, das Heft an der Uni aufzulegen.

Der Punkt war, dass sie mir eine Formulierung geschrieben haben, die mir sehr sauer aufgestossen ist. Sie lautete: «Leider können wir ihnen nicht verbieten, das Magazin zu produzieren, aber mindestens, es bei uns aufzulegen.» Was heisst das. Würden sie es verbieten, wenn sie könnten? Das kam mir faschistoid rein. Dann schrieb ich einen Kommentar: «Jawohl, ihr könnt uns nicht verbieten, dass wir dieses Heft machen, ebensowenig wie ihr uns verbieten könnt, bei Juden einzukaufen.» Und der Titel hiess: «Es reicht», gedruckt in einer alten 30er Jahre Schrift.

Ein heftiger Vergleich.

Heute würde ich anrufen und fragen, ob sie sich bewusst seien, was sie für eine Verantwortung sie haben. Ihr seid eine Universität, bildet Leute aus. Wenn ihr so eine Formulierung braucht, seid ihr entweder blöd und merkt es nicht, oder ihr wisst sehr wohl, was ihr schreibt und das ist noch viel schlimmer. Aber der Konflikt war irgendwann erledigt, nur die Medien machten eine Riesengeschichte daraus. Ich habe nichts gegen das Rektorat, und ich denke, die sind erwachsen genug, nichts gegen mich haben zu müssen.

→ Impressum

iQ-Quartalsinfo für die StudentInnen von Uni und ETH. Erscheint vierteljährlich, 7. Jahrgang, Auflage 35'000.

HerausgeberInnen: Medien Verein ZS (MVZS), Verband Studierender an der Uni (VSU), Verband Schweizerischer StudentInnenenschaft (VSS), Kommission für Entwicklungsfragen (KFE-Uni), Verein Assistenten an der Universität Zürich (VAUZ), Akademischer Kulturingenieurverein (AKIV), KOSTA/Polyballkommission, Pantheon, Amazora, zart&heftig, VESADA, Fachvereine Architektur, Biologie (BIUZ), Ethnologie, Geografie (Geoteam), GIFT, Geschichte, Jus, Kunstgeschichte, Mathematik, Medizin, Psychologie, Sonderpädagogik, Soziologie und Theologie.

Redaktion: iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich; Telefon: 01/261 05 70; Fax: 01/261 05 56. E-Mail: mvsz@hotmail.com Andi Greidig (and), Beat Metzler (bat), Nicole Burgmeister (nic), Marc Schadeegg (msg), Sarah Schilliger (sar)

Verlag: Medienverein ZS, Zürich.
Mitarbeit Text: Dave Schläpfer, Veit Stauffer, Nicolas Haesler, Momo Memento,
Layout: Redaktion iQ.
Druck: ropress, Zürich.

Inserat: iQ, Rämistrasse 62, 8001 Zürich; Telefon: 01/261 05 70; Fax: 01/261 05 56 Michael Köhler, Di, Mi, Do 9 - 12 Uhr InserentInnen schicken wir gerne unsere Media-Dokumentation.

Titelschutz: UNIKUM-POLYKUM iQ wird allen Studierenden von Uni und ETH Zürich zugeschickt. Sowohl Verlag als auch Redaktion sind studentisch. Nachdruck von Texten oder Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion gestattet. Ungefragt eingesandte Beiträge sind erwünscht. Ebenso LeserInnenbriefe, Tipps und Hinweise aus der Bevölkerung.

WAS FÜR GESCHICHTEN ERZÄHLEN EGO-SHOOTER?

Kill! Kill! Kill! oder «Nimm, du Wichser»

Nicht nur mit einem Seitenblick auf Erfurt stellen sich die Fragen gerade dieser Tage immer dringlicher, welche Geschichten Computerspiele eigentlich erzählen und welche Folgen aus deren spezifischer Narrationsstruktur unter welchen Bedingungen erwachsen. Denn die Legitimität des Abschiessens von personifizierten Bösen wie Nazi-Schergen und blutspendenden Monstern ist im gesellschaftlichen Kontext nicht ungefährlich. Von Dave Schläpfer

Als vor dem Beginn des Studiums hier an der Uni Zürich selber die Ausbildung zum Primarlehrer mehr oder minder gegessenen Habender, half ich meiner Freundin, welche auch den Pädagoginnenberuf ausübt, unlängst bei der Durchführung eines Theaters, indem ich mit meinen mischpultungeübten Fingern für angemessene Beleuchtung und Ton zu sorgen versuchte. Beim Schminken konnten die ZweitklässlerInnen ihre Wünsche anmelden; Narben und Bartstoppen waren die Favoriten, wollte man doch schliesslich ein Piratentheater mit selbstredend hochgradig pädagogischem Impetus inklusive der Vermittlung von Werten wie etwa Zusammenhalt im Team und dergleichen mehr auf der Ebene des Subtexts aufzuführen. Die Kinder, welche bereits ihr je spezifisches Outfit erhalten hatten, tollten auf dem nahen Spielplatz herum; die Stimmung war sehr ausgelassen, die Schminke von Hitze und Schweiss zuweilen ziemlich zerflossen.

Vom Pixelhaufen zu Wolfenstein

Am meisten schienen jedoch jene einige Quadratzentimeter grossen LCD-Bildschirmchen der mitgebrachten Gameboys zu faszinieren. Wer versucht ist, GamerInnen a priori Vereinsamung zu attestieren, wäre hier eines besseren belehrt worden: Neben im Grunde dialogisch angelegter Kommunikation mit den virtuellen Akteuren wie etwa «Nimm das!»

machten klar auf Anschluss angelegte Sprechakte wie «Hast du den Obermütz schon besiegt?», «Yeah, wieder ein Level geschafft!» oder «Lass mich auch mal!» auf der spielerischen Ebene die Runde. Als Aussenstehender kamen angesichts der wie selten leuchtenden Kinderaugen und der buchstäblichen Vertieftheit trotzdem bald Bedenken auf.

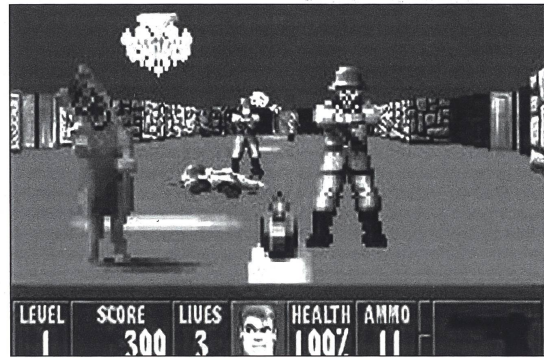
«Welche Geschichte erzählen Computerspiele?», fragte ich mich. Wo sind die Erfurt-KandidatInnen in spe zu suchen? Oder suchen wir auf der falschen Fährte? Denn: Die Gameboy-Phase habe auch ich – und zudem recht exzessiv – durchgemacht; die bleibenden Schäden halten sich gemäss Selbstreferenz in Grenzen. Ja, das waren noch Zeiten, in denen wir uns in der Schule zusammensetzten, um bei einer Sammelbestellung von tausend Disketten nur noch einen (!) Franken pro unformatiertes Exemplar hinzublättern...

Zuerst C64-, dann Amiga- und Nintendo-Games beim Nachbarn, bis sich die Augenbälle beinahe gegen innen kehrten und es dann endlich den ersten eigenen Computer, einen zutiefst abstruzgefährdeten PS2 mit 60 (!) Mbyte Festplatte schneite, auf dem Spiele wie etwa die Pixelhaufen-Helikoptersimulation «Gunship» und dergleichen dauerten. Oder eben auch für eine gewisse Zeit das indizierte 1992er-Game «Wolfenstein 3D», der Dauerbrenner in der Dis-

kussion um Computerspiele und Gewaltbereitschaft, welches wohl als Urvater aller Ego-Shooter gelten kann und vor einiger Zeit ein ähnlich kontroverses auslösendes Sequel fand.

Auftrag: Auf alles schiessen

Die Story? Inexistent. Spielinhalt: Schiess auf alles, was sich bewegt – und am besten auch auf alles andere (vielleicht öffnet sich dadurch ja ein Geheimgang).



Die Handlung von Ego-Shooter-Games wie «Wolfenstein 3D» ist simpel: Auf alles schiessen, ob es sich nun bewegt oder nicht. (Bild: zvg.)

Ort: Ein labyrinthartiger Nazi-Unterschlupf mit Hakenkreuz-Emblemen an den Wänden und halt allem, was sonst noch dazu gehört. Zur Gesundheit des angeschlagenen Selfs gibt es praktischerweise überall verstreute Medipacks und Food. Das Waffenarsenal lässt sich sehen. Und immer hat man die volle und beruhigende Gewissheit, dass es Nazi-Schergen sind, also geradezu das personi-

fierte Böse, Andere, Fremde, radikal zu Negierende, das man durchsieht, beziehungsweise im Folgespiel «Doom» mutierte Monster, die man zerhackt oder zersägt – das legitimiert das Abschichten paradoxerweise irgendwie.

Der Endgegner soll Hitler himself sein, wurde mir gesagt. So weit habe ich es jedoch nie geschafft, und wenn der Bildschirm wieder mal ins Rote quoll, wusste ich: Game Over. Neues Spiel,

neues Glück. Und sicher: Ja, das Töten – jedoch letztlich sehr viel treffender: das Interagieren, das aktiv-kontrollierte Eingreifen in eine mögliche Welt – machte Spass! Nur, und das muss auch gesagt werden, gestaltete es sich zu «Wolfenstein 3D»-Zeiten keineswegs so real wie heute. Das Ganze kam im Gegensatz zu einem der aktuellen Ego-Shooter derart archaisch-grobpixelig und dadurch auch

recht realitätsfern, fiktional, irgendwie unbedeutend daher – Wegsehen, Abschalten war jederzeit möglich.

Anzeichen für Gesellschaftsstrukturen

Ich ertrappe mich trotzdem regelmässig dabei, wie mir ein (selbstredend nicht im Wortlaut, behüte) «da nimm, du Wichser!» über die Lippen rutschte, wenn ein SS-Uniformierter durch meine MG dergemäht ins Gras biss oder trotz Dauerbeschuss einfach nicht verrecken wollte. Dass das Spielen solcher Games in einer je spezifischen Weise Wirklichkeit formiert, strukturiert, ist evident: Die Möglichkeit der Gewaltanwendung kommt wenigstens als Option ins Spiel auch des realen Lebens – und das ist schon bedenklich. Nur sind die Kausalitäten im wirklichen Leben beileibe nicht so simpel, wie nur zu oft angenommen wird. Computerspiele stellen ein, je nach Situation zentrales oder peripher anzusetzendes Puzzleteil in einem Spiel von unzähligen Parametern dar, aus dem – bei entsprechender Konstellation – ein derartig eklatantes Scheitern von Kommunikation wie in Erfurt resultieren kann. Computerspiele sind keine Kantischen «Dinge an sich», sondern hochgradig Gewordene, in gesellschaftliche Zusammenhänge eingebettet und können als Anzeichen für Gesellschaftsstrukturen gelesen werden. Wir kommen letztlich nicht umhin, uns im Rahmen einer auf strikte Interdisziplinarität angelegten Wissenschaft mit dem semiotischen Phänomen Computerspiele im Allgemeinen und Ego-Shootern im Besonderen zu befassen. Denn: Computerspiele erzählen Geschichten. Und diese zeigen definitiv auch ausserdisziplinäre Effekte.

Kolumne

Momo's Memento

Alles wollen, können, schaffen

Ein etwas allzu aufmerksamer Freund schenkte mir kürzlich ein Buch mit diesem allesversprechenden Titel, nachdem

ich in einer Prüfung hoffnungslos versagt hatte. Alles wollen, alles können, alles schaffen – das muss man sich mal auf der Zunge zergehen lassen! «Endlich!» dachte ich in meinem psychisch angeschlagenen Zustand. «Ein Buch, das mein Leben verändern wird!» «Schöne Frauen, schnelles Geld, spektakuläre Erfolge», flimmerte es wie in der Werbung durch meine Birne.

Bereits in Lektion eins hiess es dann auch axiomatisch: «Massiv powern, statt passiv mauern.» Wow! Absolut McKinsey-Assessment-Center-reife Sprüche, und zwar gleich im Dutzend. Selbstverständlich liessen die handfesten Lebensregeln nicht auf sich warten: «Ab heute lachen Sie fünf Mal täglich laut. Ab heute werden Sie fitter als Ihr Turnschuh...»

Nach Lektion zwei – «Bleiben Sie wie Sie sind, nur jünger» – ging mir der Ofen aber endgültig aus. Dachschadenverdächtige Aussagen schienen zu den Kernkompetenzen der Autorin (Dr. med.) zu gehören. Die absolute Lachnummer folgte dann aber in Form des «Energy Power-Tipps»: «Energie blockiert? Kopf leer? Stimmung mies? So bringen Sie frischen Wind in Ihr System: Stellen Sie sich auf die Zehenspitzen und machen Sie sich ganz lang, indem Sie die Arme weit hoch zur Decke recken. Dabei tief und kräftig durchatmen...» Beängstigt, auf was für Ideen man trotz abgeschlossenem Medizinstudium kommen kann. Wir Leser haben doch nicht nur Watte im Kopf!

Meiner Hoffnung auf ein besseres Leben beraubt, warf ich notgedrungen

einen Blick auf die angefügten Literaturvorschläge. Eine Bestsellerliste wie sie exemplarischer kaum zu finden ist: «Forever young – Das Erfolgsprogramm», «Einfach gut drauf», «Das Anti-Aging Konzept», «Selbstständig erfolgreich fassen», «Wunschfigur durch Wohlfühl-Kick», «Fett-weg-Tipps», «Schlankhormone wecken!»... Schlumpfvokabeln ohne Ende. Mit anderen Worten: Geschenk ist noch zu teuer. Im angehängten Wettbewerb lockte der erste Preis mit einem Thalasso-Schnupper-Wochenende auf Mallorca. Danach wäre ich reif für die Klapsmühle. Man muss sich doch grundsätzlich fragen: Ist uns noch zu helfen? Dieser Machbarkeitswahn, diese penetrante Suche nach dem perfekten Glück. Im «Einmaleins für ein glückliches

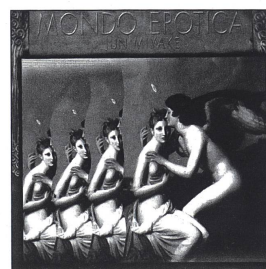
Leben» meinten die selbst ernannten Glückhändler: «Stillen Sie Ihren Durst, bevor er kommt. Mit Wasser. Wasser ist Leben. Tanken Sie täglich mindestens drei Liter davon.» Also mal ehrlich, wer so redet, bei dem ist doch der Zug längst abgefahren. Der muss zur Strafe weiterhin «Alles wollen, alles können, alles schaffen» lesen. Der eigentliche Höhepunkt offenbarte sich mir im letzten Büchertipp: «Besseres Sex – Multiple Orgasmen für fortgeschrittene Paare». Das kaufte ich ohne Zögern und schickte es mit unverholener Schadenfreude meinem allzu aufmerksamen Freund, der Single ist. Und die Moral? Kein Buch zu ubern, als dass es nicht einen lebenspraktischen Hinweis enthielte.

Neue Musik

Veit F. Stauffer

Sinnliche und intelligente Musik wie aus dem Schlaraffenland komponiert der japanische Keyboarder und Trompeter JUN MIYAKE auf «Mondo Erotica» (Tropical/MV). Einflüsse wie Ryuichi Sakamoto, Van Dyke Parks, Serge Gainsbourg, Jon Hassell und Miles Davis zerfliessen zu einer wunderbaren Melange aus Lounge, Chanson, Jazz, Ambient, Minimal und Electronica. Begleitet von einer versierten Gästeschar mit Harfen, Streichern und Bläsern. JUN MIYAKE studierte Jazz am Berklee College Of Music in Boston, schrieb bereits hunderte Soundtracks

für Werbefilme und kümmert sich bei seinen eigenen Werken herzlich wenig um Stilsubladen. Sein nächstes Werk wird

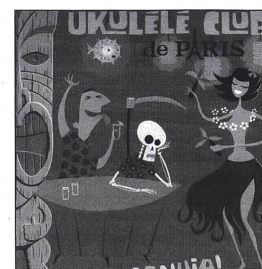


den brasilianischen Bossa Nova auffrischen, begleitet von Arto Lindsay.

«Diary Of A Snake Charmer» (Helium/Rec Rec) ist das leider letzte Album des begnadeten, am 8. Juni 1999 an Krebs verstorbenen Basler Popmusikers DOMINIQUE ALIOTH mit den WON-

DERTOYS. Zwischen 1995 und 1998 während der Krankheit eingespielt, überzeugt es nicht zuletzt wegen seiner gesunden Prise schwarzen Humors. Die bittere Ironie der Geschichte: mit britischem Pass wäre ALIOTH ab 1978 wohl möglich ein Weltstar geworden. Bei praktisch jeder Schweizer Plattenfirma hat er in 20 Jahren ein Album veröffentlicht, zum Teil mit sechsstelligen Budgets, inkl. luxuriösen Studios in England. Jedes Label glaubte, die Vorgänger hätten ihn bloss falsch vermarktet... DOMINIQUE ALIOTH war das schweizerische Pendant zu Grössen wie Steve Harley, David Bowie, Brian Ferry, Marc Almond und Elvis Costello... Höhepunkte: der treibende Keyboard-Pop von «What Turns You On», die magischen Flüster-Balladen «A Million Miles Apart» und «Chelsea», sowie der zügelnde, siebenmündige Instrumentalwahnsinn «Zartbesaitet». Das Meisterwerk des geistigen Vaters der Basler Popwunder wie Love-

birds. Ein köstliches, ironisches und feuchtföhliches Urlaubs-Album liefert der UKULELE CLUB DE PARIS mit «Ma-



nuia!» (Universal) ab. Endlich kommt einmal die exotische Mini-Gitarre mit dem Flair von Honolulu und Hawaii auf einem europäischen Album voll zur Geltung. Sechs Franzosen und Engländer: JOSEPH RACAÏLLE, CYRIL LEVEBVRE & DOMINIQUE CRAVIC (hat auch eine Band mit Comix-Zeichner Robert

Crumb) – plus eine Holländerin: FAY LOVSKY. Angereichert mit Gesang, Perkussion und Theremin wirkt das Menü lüpfig, abwechslungs- und tränenreich (vor Lachen oder Weinen). Klassiker wie «Honolulu Baby» und «Hong Kong Blues» erklingen im Bund mit adäquaten Eigenkompositionen. So umwerfend komisch hat Schmalz noch selten geklungen!

Verlosung

iQ und RecRec verlosen je ein Exemplar der vorgestellten CDs.

Die Wettbewerbsfrage lautet:

Auf welchem Instrument brillierte Miles Davis?

Antwort an (Betreff «Verlosung»): mvzs@hotmail.com

DAS WTO-ABKOMMEN «GATS» TREIBT DIE PRIVATISIERUNG DER HOCHSCHULBILDUNG VORAN

Hochschulbildung unter dem Hammer

Rund 2000 Leute haben am 29. Juni in Genf gegen das WTO-Abkommen «GATS» demonstriert, das vorsieht, die öffentlichen Dienste weltweit zu liberalisieren. Da auch die Bildung davon betroffen ist, waren Studierende aus der ganzen Schweiz in Genf auf der Strasse, um sich gegen die Ökonomisierung der Bildung zu wehren. Von Sarah Schilliger

«Die Universität soll privatisiert werden? Das kann ich mir nicht vorstellen, das ist doch ein totales Verlustgeschäft!» meinte ein Passant auf der Strasse, als ich ihm einen Flyer in die Hand drückte und er warf mir vor, den Teufel an die Wand zu malen. Dass die Universitäten von heute auf morgen von einem Multi übernommen werden, ist wohl tatsächlich nicht zu erwarten. Die laufenden Reformen im Hochschulbereich in der Schweiz führen aber dazu, dass die Funktions- und Organisationsweise der Unis immer mehr nach privatwirtschaftlichen Prinzipien erfolgt und sich transnationale Konzerne einen wesentlichen Einfluss auf die Hochschulbildung verschaffen können.

Dabei spielt das allgemeine Abkommen über den Handel mit Dienstleistungen (GATS), das im Rahmen der WTO die zentralen Leitlinien zur Privatisierung der öffentlichen Dienste bestimmt, eine wichtige Rolle. Das GATS sieht vor, dass die öffentlichen Dienstleistungen liberalisiert werden sollen. Dadurch werden die Privatisierungen in den Bereichen Bildung, Gesundheit, Elektrizität oder Wasserversorgung vorangetrieben. Dass man mit Bildung tatsächlich Geld machen kann, zeigt eine Studie der OECD, die die öffentlichen Ausgaben für das Bildungswesen weltweit auf 2000 Milliarden

Dollar jährlich schätzt. Ein gigantischer Markt also, den es zu erobern gilt! Für den Bereich der obligatorischen Schulbildung werden diese Pläne erst mittelfristig umgesetzt; für die höheren Schulen und die Universitäten steht die Anwendung dieser Strategie jedoch kurzfristig bevor. Die zahlreichen laufenden Reformen im Bereich der Universitäten müssen also im Zusammenhang mit diesen Privatisierungszielen verstanden werden.

Investiert wird, wo es rendiert

Schon jetzt sind viele Reformen umgesetzt worden, die die Tendenz zeigen, dass sich der Universitätsbetrieb immer mehr an den Interessen der Wirtschaft orientiert. Nach dem neuen Universitätsförderungsgesetz, das am 1. April 2000 in Kraft getreten ist, wird der Erhalt von Fremdmitteln – aus nationalen Forschungsprogrammen aber auch und vor allem aus dem privaten Sektor – zum wichtigsten Kriterium für die Zuteilung von öffentlichen Geldern. Je mehr Mittel eine Universität oder ein Insitut also aus dem privaten Sektor aufreiben kann, desto höher fällt die Unterstützung durch den Bund aus. Dies zwingt die Universitäten, sich noch mehr auf die Interessen der privaten Unternehmen auszurichten und fördert gleichzeitig jene Forschungs-

gebiete (Biotechnologie, Informatik, Wirtschaft, ...), die der Privatwirtschaft nützlich sind, während die sogenannten «Orchideenfächer» wie Afrikanistik oder Indogermanische Sprachwissenschaft vergeblich auf Unterstützung warten müssen.

Uni Zürich AG

Seitdem das neue Universitätsgesetz in Kraft getreten ist, gilt die Uni Zürich neu als eine «autonome» Anstalt. Konkret heisst das, dass sie wie ein privates Unternehmen geführt wird: Wir Studierenden haben nun den Status von «Kundinnen», die Leistungen auf dem Bildungsmarkt in Anspruch nehmen. Der neu geschaffene «Universitätsrat» entspricht dem Verwaltungsrat und das Rektorat der Geschäftsleitung. Wie in der Privatwirtschaft ist die Mitbestimmung der Betroffenen faktisch abgeschafft, die studentische Vertretung hat eher symbolischen oder gar legitimierenden Charakter, sie verliert jede Substanz.

Dafür haben die WirtschaftsvertreterInnen im Unirat umso mehr Kompetenzen: Sie bestimmen mit, was die Schwerpunkte der Entwicklung von Lehre und Forschung sind, entscheiden über die Beibehaltung oder Auflösung von Studiengängen und definieren die Inhalte der Studiengänge. Transnationale Konzerne wie ABB, Crédit Suisse und Novartis sind im Unirat vertreten und haben in diesem Gremium die Möglichkeit, direkt zu ihren Gunsten auf die Uni einzuwirken.

«Rationalisierung der Universität»

Durch die optimale Vertretung der Interessen der Wirtschaft in den Entscheidungsinstanzen wird das Studium immer mehr auf den Arbeitsmarkt ausgerichtet und dies mit der bestmöglichen «Produktivität», das heisst indem die Ausbildung der zukünftigen Lohnabhängigen mit einem Minimum an Mitteln bewerkstelligt wird. Die Einführung des Bachelor-Master-Systems kommt diesem Ziel entgegen: Der Bachelor entspricht genau den Vorstellungen der Wirtschaft, möglichst schnell möglichst arbeitsmarkt-

konforme StudienabgängerInnen «produzieren» zu können.

Die Idee einer Privatisierung der Universitäten ist also überhaupt nicht abwegig. Wenn wir nach den USA schauen, wo diese Dynamik schon viel weiter fortgeschritten ist, wird die Befürchtung bekräftigt. Die Gegenreformen müssen in einem globalen Zusammenhang gesehen werden. Und deshalb fängt der studentische Widerstand damit an, sich zum Beispiel gegen das WTO-Abkommen «GATS» einzusetzen, das einen Rahmen für alle nationalen Reformen darstellt.



Über 2000 Menschen gingen am letzten Sonntag in Genf auf die Strasse, um gegen die Privatisierung des «Service Public» zu demonstrieren. (Bild: Sarah Schilliger)

Marketeer gesucht! (20%)

Wir bieten:

- Ideales Umfeld, um sich im Bereich Marketing auszutoben, Erfahrungen zu sammeln und Kontakte zu knüpfen
- Flexible Arbeitszeiten
- Zusammenarbeit mit engagiertem Team (Redaktion, Geschäftsleitung, Vorstand)
- 650 Franken Lohn

Wir erwarten:

- Kreativität
- Eigeninitiative
- Selbstständigkeit
- Zuverlässigkeit
- Engagement

Interessiert?

Telefon:

076/490 99 88 (Andi)

e-Mail:

01/273 15 01 (Eva)

andi@gredig.ch

mvzs@hotmail.com

Der Medienverein ZS sucht:

Geschäftsführerin (20%)

Du leitest unser Büro, koordinierst die Erscheinungsdaten unserer Medien (ZS und iQ), verwaltest unsere Finanzen und organisierst alles, was es sonst noch so auf einer Studi-Zeitung zu organisieren gibt. Dadurch lernst Du das Zeitungsbusiness von innen kennen und erhältst die Chance, in einem Medienunternehmen mitreden zu können.

Bewerbung mit den üblichen Unterlagen an:

MVZS, Rämistr. 62, 8001 Zürich

STUDIENPLATZBESCHRÄNKUNG AUCH AN DER PHIL-FAKULTÄT

Steht der Numerus Clausus vor der Tür?

Wird nun auch in Fächern wie Soziologie und Psychologie der Numerus Clausus eingeführt? Wenn es nach dem Willen der Uni-Leitung geht, könnte es gar nicht mehr lange dauern, bis die Zahl der Studienplätze auf diese Weise beschränkt wird. Für die Psychologie wurde ein entsprechender Antrag bereits gestellt.

Von Nicole Burgermeister

Als StudierendenvertreterInnen kürzlich im Senat den Antrag auf Streichung des Paragraphen 14 des Universitätsgesetzes, der die Grundlage für den Numerus Clausus bildet, stellten, war bereits vorhersehbar, dass der Antrag abgelehnt wurde. Dass nun aber ernsthaft erwogen wird, eine solche Zulassungsbeschränkung in sogenannten «Trendfächern» auch wirklich einzuführen, stimmt bedenklich. Die Situation bezüglich Betreuungsverhältnissen ist in vielen Fächern an der Universität Zürich prekär und wird sich angesichts der im nächsten Wintersemester an die Universität kommenden Doppelmaturitätsjahrgänge noch verschärfen. Am stärksten davon betroffen sind die Publizistik, die Soziologie, die Ethnologie, die Psychologie sowie die Wirtschaftsinformatik. Hier fallen zur Zeit zwischen 119 (Psychologie) und 213 (Publizistik) Hauptfachstudierende auf eine Professur. Massnahmen, die zur Verbesserung dieser unhaltbaren Situation führen, sind deshalb dringend notwendig. Dass nun aber diese Verbesserung mit der Einführung eines Numerus Clausus erreicht werden soll, stösst bei Studierenden als auch bei vielen Dozierenden auf Unverständnis und Empörung.

Wie an der Jahresmedienkonferenz von der Universitätsleitung bekannt gegeben wurde, überlegen sich sowohl das psychologische Institut als auch dasjenige der Publizistikwissenschaft, den Zugang zum Studium dieser Fächer zu beschränken. Dabei wird ein Modell favo-

riert, bei dem im Anschluss an die Zwischenprüfung nur ein Teil der Studierenden das Fach im Hauptfach weiterstudieren können. Einer gewissen Anzahl von Studierenden, welche die Prüfung ebenfalls bestanden haben, stünde das Fach nur noch als Nebenfach offen. Es handelt sich hierbei also um einen inneruniversitären Numerus Clausus, der einen quantitativen Charakter aufweist. Denn die Selektion geschieht nicht auf der Basis der Prüfungsergebnisse, sondern orientiert sich an der Aufnahmekapazität.

Grundsätze über Bord geworfen

Die Universitätsleitung trägt den Vorschlag der beiden Institute mit. Angesichts der steigenden Studierendenzahlen und der stagnierenden Mittel würde sich der Grundsatz, dass alle Studierenden an der Universität Zürich willkommen sind und das Fach ihrer Wahl studieren können, nicht mehr aufrechterhalten lassen, wurde an der Medienkonferenz informiert («Zürcher Studentin» 31. Mai).

Wie der VSU berichtete, wurde nun an der Institutsversammlung des Psychologischen Instituts, welche kürzlich stattgefunden hat, beschlossen, einen entsprechenden Antrag auf Zulassungsbeschränkung zu stellen. Bis zur Umsetzung dieses Antrags müssen zwar noch mehrere Instanzen durchlaufen werden; ob der Regierungsrat, der in dieser Sache schliesslich das letzte Wort hat, sich gegen den Numerus Clausus aussprechen wird, ist allerdings kaum zu erwarten.

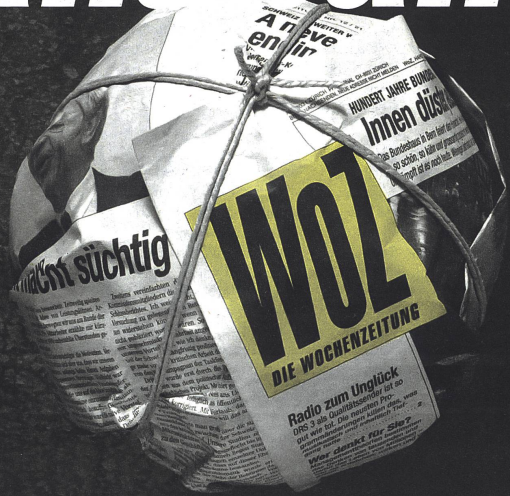
Unter den Studierenden formiert sich

bereits Widerstand gegen die geplanten Massnahmen. So stellte der Studierendenrat (StuRa) in seiner Sitzung vom 15. Mai klar, dass er sich gegen alle Formen von Numerus Clausus und gegen jegliche Studienzeitsbeschränkung wehrt. Der VSU spricht von einer «unsinnigen Trotzreaktion» («Zürcher Studentin» 3. Mai) und ist überzeugt, dass der Numerus Clausus kein einziges Problem löse. Verschiedene Aktionen sind bereits im Gang. Sowohl StuRa als auch VSU fordern stattdessen eine grosszügigere Bemessung des Universitätsbudgets.

Die Einführung des Numerus Clausus wäre reine Symptombekämpfung. Die Probleme der Uni würden nicht gelöst, sondern allenfalls verlagert. Studierende, welche nicht das Fach ihrer Wahl studieren könnten, würden auf andere Fächer ausweichen, die dann ihrerseits einen Numerus Clausus einführen müssten. Kein geeignetes Instrument also, um die Versäumnisse der letzten Jahre, frühzeitig auf das Ansteigen der Studierendenzahlen zu reagieren, zu vertuschen.

Zudem ist der Numerus Clausus vor allem ein Instrument, um die soziale und geschlechtliche Chancengleichheit im Bildungswesen weiter zu verschärfen. Wie die Erfahrung zeigt, begünstigt eine solche Selektion ein Bildungssystem, zu dem nur mehr eine kleine Elite Zugang hätte. Betroffen von den damit verbundenen Ausschlussmechanismen wären einmal mehr sozial schwächer gestellte Studierende. Und gerade angesichts der Tatsache, dass die Schweiz innerhalb der OECD zu den Ländern mit der niedrigsten Quote an Universitätsabschlüssen gehört, ist es völlig unverstänlich, weshalb Menschen der Zugang zu einer höheren Bildung verwehrt werden soll.

Ballaballa?



Wenn Du jetzt die Wochenzeitung (WoZ) für ein Jahr abonnierst, schenken wir Dir einen echten «Freitag»-Ball im Wert von Fr. 89.–.

Mit der WoZ erhältst Du Woche für Woche 32 Seiten gründlich recherchierte Reportagen, spannende Hintergrundlektüre und kritische Kommentare aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft und Sport. Für Dein Studium unabdingbar.

Also Bestelltalon ausfüllen, ausschneiden und dann eine steile Flanke zur WoZ. Der Ball ist bei Dir.

Ich abonniere die WoZ

- Jahresabo Fr. 235.-
 Schnupperabo (8 Ausgaben) Fr. 20.-

Vorname/Name

Strasse/Nr.

PLZ/Ort

Datum/Unterschrift

Talon einsenden an: WoZ, Hardturmstrasse 66, 8031 Zürich
 Tel. 01 448 14 14, Fax 01 448 14 15, www.woz.ch
 Das Angebot ist befristet und bis am 31.08.02 gültig

ZÜRCHER UNIVERSITÄTSVEREIN
 Verein für die Förderung der Universität und die Pflege ihrer Interessen im Volk

Kennen Sie den Zürcher Universitätsverein?

Er ist der Verein für die Förderung der Universität Zürich. Ihm gehören heute gegen 4000 Mitglieder an: ehemalige und gegenwärtige Studierende, Dozenten, Dozentinnen und weitere am Universitätsgeschehen Interessierte.

Der Zürcher Universitätsverein leistet Beiträge an Lehre, Forschung und kulturelle Aktivitäten an der Universität Zürich und hat 1998 den Fonds zur Förderung des akademischen Nachwuchses (FAN) ins Leben gerufen, welcher die Laufbahn von Nachwuchskräften in Lehre und Forschung gezielt unterstützt.

Zeigen Sie, dass Sie sich der Universität Zürich verbunden fühlen! Werden Sie Mitglied des Zürcher Universitätsvereins.

Anmeldedaten und weitere Informationen über www.zuniv.unizh.ch oder Telefon 052 384 23 03, Telefax 052 384 23 59 (Sekretariat des Zürcher Universitätsvereins).

www.zuniv.unizh.ch

Der Jahresbeitrag beträgt für Einzelmitglieder 50 Franken
für Ehepaare 80 Franken
für Kollektivmitglieder 150 Franken.

Im Mitgliederbeitrag inbegriffen ist das Abonnement des «unizürich»-Magazins, das 4 mal jährlich erscheint.

Wer 'Italian for Beginners' mochte, wird diesen Film lieben!

Shake it all about
 ein film von hella joof

mads mikkelsen troels lyby charlotte munk

“Die diesjährig erfolgreichste romantische Komödie Dänemarks.”
 Politiken

“Witzig, verrückt und einfach anders.”
 Urban

“Feine und facettenreiche Komödie.”
 Weekend Avisen

“Ein lustiger und herzlicher Film”
 Kristeligt Dagblad

Ab August im Kino

Die Spur wechseln: Lehrer/in werden.

Lernen heisst, einer Spur nachgehen. Das Institut Unterstrass bietet dir eine Fährte, die dich intellektuell und praktisch herausfordert. Mit dem FH-Diplom der Pädagogischen Hochschule Zürich. In überschaubaren Klassen und Lerngruppen.
 Anmeldeschluss 15.7.02. Ausbildungsbeginn 21.10.02
 Infos bei Jürg Schoch oder Georges Berli.
 Telefon 043 255 13 53 oder www.unterstrass.edu

unterstrass.edu
 WO WERTE SCHULE MACHEN.
 Institut Unterstrass an der PHZH
 Seminarstrasse 29, beim Schaffhauserplatz, 8057 Zürich

